

Im Netz der Wachträume – Ungehaltene Rede wider die Aufgekratzttheit –

Von Oscar Borkowsky

Eingangs und zum besseren Verständnis sei das Folgende vorausgeschickt: Vor knapp zwei Jahren, im Zusammenhang einer Diskussion über das Thema „Melancholie und Gesellschaft“, empfahl mir ein damals befreundeter Medienwissenschaftler die Lektüre eines Aufsatzes des Publizisten Gundolf S. Freyermuth (bis 2004 zehn Jahre wohnhaft in den USA und seither Professor für Angewandte Medienwissenschaften an der ‚internationalen filmschule köln‘) mit dem Titel „Wer nicht träumt, wacht müde auf“ – zu finden auf den Seiten des Internet-Magazins „Telepolis“ (Sponsored by Microsoft). Zugegeben: Der Artikel war zu jenem Zeitpunkt nicht mehr ganz tauf frisch, zeigte aber in der Tendenz einen ungebrochenen Fortschrittsoptimismus, der ins Auge stach. Wer nicht träumte, würde demnach müde aufwachen – gut und schön! Also ein Plädoyer für die „Unverzichtbarkeit der Utopie“, wie sie der Philosoph und Soziologe Theodor W. Adorno in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts forderte? Mitnichten! Eher eine Apologie des Bestehenden unter der Maßgabe seiner technischen Veränderung durch das Cyberspace; angelehnt ans Motto: „Don't worry, be happy!“ Die Vernetzung des Globus im Zeichen der großen Freiheit, die internationale Community der User als Avantgarde der digitalen Revolution. Na denn ...

Der Verfasser nachstehender Polemik bekennt sich freimütig(!) – auch auf die Gefahr hin, der Antiquiertheit geziehen zu werden – zu einer skeptischen Grundhaltung der schönen neuen Medienwelt gegenüber; auch soll hier den landläufigen Behauptungen, erst das Internet emanzipiere das Subjekt von der Bevormundung durch die strukturelle Deutungsmacht der medialen Elite und demokratisiere gleichsam über den informationstechnologischen Zugang aller zu allem Möglichen den gesellschaftlichen Diskurs, widersprochen werden. Das raumgreifende Fortschreiten der modernen Technik ist nämlich das eine; ein geschichtlicher Fortschritt der Menschheit „im Bewusstsein der Freiheit“ (G.W.F. Hegel) hingegen wäre etwas anderes. Denn – kurios genug – die scheinbare Transparenz des Aller-mit-Allem, welche das Cyberspace seinen Nutzern suggeriert, erweist sich bei genauerem Hinsehen zugleich als subtile Verschleierung weiterhin bestehender realer Machtverhältnisse; wer darin ein Paradox zu erkennen glaubt, liegt übrigens gar nicht mal so schief. Zum Schluss: Der bereits erwähnte Adorno sagte im Gespräch mit dem SPIEGEL im Jahre der Mondlandung 1969: „Es gibt einen Satz von Grabbe, der lautet: 'Denn nichts als nur Verzweiflung kann uns retten.' Das ist provokativ, aber gar nicht dumm – Ich kann darin keinen Vorwurf sehen, dass man in der Welt, in der wir leben, verzweifelt, pessimistisch, negativ sei. Eher sind doch die Menschen beschränkt, die krampfhaft die objektive Verzweiflung durch den Hurra-Optimismus der unmittelbaren Aktion überschreien, um es sich psychologisch leichter zu machen.“ In diesem Sinne wäre auch der Text „Im Netz des Wachtraums“ zu lesen. Wir stellen uns also Herrn Freyermuth vor, wie er auf einer Ranch in seiner Wahlheimat USA sitzt und über den Weltenlauf räsontiert.

I.

So, so, kaum sieht man „vom Monitor auf und hinaus auf die alten Juniper-Bäume vor dem Fenster und den Canyon dahinter und auf den hohen blauen Himmel darüber“, schon schaut man aus dem Heute auf das Morgen, und zwar über den – in der Tat notwendigen – Blick zurück ins Gestern. Bei Gundolf Freyermuth nimmt sich das so aus: „Das Leben ist heute so spannend wie seit Jahrzehnten nicht mehr, so spannend wie einst in den sechziger Jahren, als ich Nächte vor dem Fernseher klebte ...“ Und was interessierte damals den halbwüchsigen Gundolf? Etwa die „heute ziemlich überschätzen bundesdeutschen Studentenunruhen“? Nicht die Bohne. Der „Prager Frühling“ gar? I wo! Alles langweilig. Was aber trieb ihn um in jenen bewegten Tagen? Seine Gegenwart jedenfalls nicht; für einen „Zwölf-, Dreizehnjährigen“ vielleicht auch nicht völlig atypisch. Also, es war die Zukunft: „Die nämlich lag in den Sternen: Was mich die Nächte ohne jede Müdigkeit durchhalten ließ, waren die ersten Raumschiffe, die vom Planeten Erde gen Mond flogen. Alles schien damals möglich, und alles scheint nun wieder möglich.“

Schön und gut, könnte man sagen, jeder hatte früher so seine Kinderträume und hat heute seine fixen Ideen, aber was verleitete Herrn Freyermuth dreißig Jahre nach besagten Ereignissen zu diesen schwärmerischen Reminiszenzen? Es war die ihm per E-Mail angetragene Einladung zu einer Veranstaltung unter dem Thema „Wer nicht träumt, wacht müde auf“, und dieser elektronische Brief „erklärte, dass die Welt in wildem, ermüdendem Leerlauf stillzustehen scheine“. Worum es da nun ging, verstand Freyermuth nach eigenem Bekunden nicht recht: „Wer war da wovon müde?“ Keine schlechte Frage. „Ich war definitiv nicht müde, eher ein wenig aufgekratzt. Denn ich finde nicht, dass sich nichts bewegt, dass sich keine Zukunft abzeichne.“

Amerika; aufgeweckt – Europa; eingeschlafen

Die Zukunft also. Folglich sah der in die Jahre gekommene Gundolf wieder hinunter auf seinen Monitor, schrieb zum Thema der besagten Veranstaltung eine „Rede über die europäische Zukunftsdeprivation“ und setzte ihr sinnigerweise einen Werbeslogan der US-Telefongesellschaft MCI voran: „Is this a great time, or what :-)“. Die Kernthese seiner Rede, zusammengefasst in zwei Sätzen, lautet: „Die Welt ist in Bewegung, neue Grenzen lassen sich überschreiten.“ Nicht, dass das schon seit Anbeginn der Zeiten, zumindest seit Erfindung des Kalenders so gewesen wäre, aber es hat doch andere Qualitäten gewonnen, weshalb die schöne neue Welt in Freyermuths Wahrnehmung – von keinerlei Zweifeln getrübt – so aussieht: „Von der Eroberung des Cyberspace über die Fortschritte der Gentechnik bis zu den ersten Ergebnissen der Nanotechnologie – die Menschheit schickt sich endlich wieder an, unbekannte Räume zu erobern.“ Für Freyermuth ist schlichtweg alles neu: „Neue Orte, neue Menschen, neue Gewohnheiten, neue Themen.“ (Das Neue muss anders sein, sonst wäre es das Alte; wenn jenes aber keineswegs besser als dieses ist, wozu dann der ganze Aufwand?) Ihn fasziniert die „Explosion an Innovationen“, und hier insonderheit die Digitalisierung des Alltags: Internet, Telefon, Fax und Satelliten-TV; kurzum: besagtes Cyberspace. Verwunderlich für ihn nur, gleichwohl nicht übertrieben, „dass in anderen Teilen der Welt, schon an der amerikanischen Ostküste, erst recht in Europa, in Deutschland, über die heraufziehende digitale Epoche anders gedacht wird, negativer, pessimistischer.“

Das musste natürlich auch die Medien der Neuen Welt stutzig machen: „Euro-Angst heißt das in der amerikanischen Presse“, schreibt Freyermuth, und gemeint sei damit „die – von außen äußerst irrational anmutende – Neigung der Europäer, hinter noch der kleinsten Veränderung, die die gewohnten Kreise stört, nichts weniger als einen Weltuntergang zu vermuten.“ Nun, „nichts weniger“ (was wäre mehr?) und „einen (wie viele gäb's denn noch?) Weltuntergang“, das ist nicht salopp, sondern höchstens läppisch, aber man weiß immerhin, worauf der Autor hinaus will. Und so soll hier und heute ebenfalls versucht werden, über einen Blick zurück auf das Morgen zu schauen, und zwar unter Zuhilfenahme des Rowohlt LiteraturMagazins aus dem Jahre 1988 mit dem Titel „Ein Traum von Europa“¹; erschienen zu einem Kongress in der damals noch geteilten deutschen Metropole Berlin. Wir können den historischen Kontext, in welchem die Beiträge erschienen sind, geflissentlich außer Acht lassen, da die im Folgenden zitierten Passagen (selbst als herausgelöste) heute noch Gültigkeit beanspruchen dürfen; nicht zuletzt weil sie historische Aussagen sind. Wir sehen also zurück und sind dennoch in medias res:

In seinem „Plädoyer für eine Kultur des Zweifels“ formulierte der Schriftsteller Peter Schneider, im Rekurs auf René Descartes, eine *Conditio sine qua non* des Erkennens, nämlich „dass der Zweifelnde von der Annahme der eigenen Unvollständigkeit und folglich von der Existenz anderer Denk- und Lebensweisen ausgehen muss, die jenseits des eigenen Horizonts liegen.“² Dem wird man zunächst einmal grundsätzlich zustimmen können, wenngleich das mit dem „eigenen Horizont“ erkenntnistheoretisch nicht ohne Haken ist. „Wohl aber schließen sich Zweifel und absolute Gewissheit aus, Zweifel und Unerschütterlichkeit, Zweifel und Fanatismus.“³ Und für die Behauptung, dass ein wie auch immer gearteter Fanatismus in der Regel die Wahrnehmung zu verzerren geeignet ist, mag die Evidenz als hinreichendes Argument gelten.

Geben wir ein Beispiel: Freyermuth feiert die „Explosion an Innovationen“, die zwar „in ihrer schieren Quantität durchaus anstrengend“ sei, „aber ich werde ihrer nicht müde, da das Neue ja so vielfältig ist.“ Die Vielfältigkeit des Neuen kann natürlich nie und nimmer ein Kriterium für dessen Qualität sein, das ahnt auch Freyermuth, und so setzt er, quasi als Begründung, folgenden Satz drauf: „Und darin bin ich keine Ausnahme, darin gleiche ich dem Gros der Menschen, die ich in Amerika kenne und denen ich zufällig begegne, im Cyberspace und anderswo – sonst besäße der MCI-Werbeslogan, den ich eingangs zitierte, auch schwerlich die Massenwirkung, die eine solche Millionenkampagne erfordert.“ Abgesehen davon, dass eine Kampagne in der sprachlichen Regel auf eine Wirkung abzielt und sie nicht erfordert, auch abgesehen von Spekulationen, ob nicht die Telefongesellschaft MCI zu jener Tagung geladen hatte, unübersehbar bleibt hier doch ein Begründungszusammenhang, der trotz (oder wegen?) seiner Unübersehbarkeit nicht einleuchten will. Folgte man nämlich dieser Logik, sähe die Sache – auf die abstrakte Ebene überführt – folgendermaßen aus: Wenn etwas irgendwo keine Ausnahme bildet und darin der Mehrheit gleicht, dann ist das – genau: die Wahrheit! In der Praxis: Die Wahrheit gewinnt ihre Gestalt, indem der Werbeslogan von der Wirklichkeit eben jene Massenwirkung erzielt, für welche die Millionenkampagne geführt wurde. Beim Sozialphilosophen Theodor W. Adorno, der gemeinsam mit seinem Kollegen Max Horkheimer die „Dialektik der Aufklärung“ verfasste, liest sich das so: „In der Tat

¹ Rowohlt LITERATURMAGAZIN: „Ein Traum von Europa“, Band 22; Reinbek 1988

² a.a.O., Seite 22

³ a.a.O., Seite 19

ist es der Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis, in dem die Einheit des Systems sich immer dichter zusammenschließt.“

Gundolf Freyermuth resümiert seinerseits: „Was die neuen Kommunikationsmittel angeht, verfährt die Masse der Menschen in der Alten Welt nach dem Altberliner Motto: Gar nicht erst ignorieren.“ (Eine solch bornierte Haltung der Außenwelt gegenüber ist übrigens Altwiener Provenienz und heißt seit Karl Kraus: „Gar net ignoriern“; aber das nur in Parenthese.) Wir können – eingedenk der Tatsache, dass Mehrheit eben nicht Wahrheit bedeutet – ruhig noch etwas weiter zurück in die europäische Geistesgeschichte gehen: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ So weiland der Alte aus Weimar, Johann Wolfgang von Goethe.

Über oberflächliches Denken

Für Freyermuth, unsern postmodernen Schelm, sind die Feinde des Fortschritts im Handumdrehen auszumachen: „Am wildesten treiben es aber die meinungsführenden Kulturkritiker in den Medien. In Ermangelung eigener praktischer Erfahrungen und Erkenntnisse, bedienen sie sich freizügig bei allem, was es im angelsächsischen Raum an neo-ludditentümlichen Schriften gibt, während sie den breiten Technik-Optimismus, auf den diese Schriften ja nur die Reaktion darstellen, souverän mit Verachtung strafen.“ (By the way: Als Ludditen bezeichnete man die aufrührerischen Arbeiter in England, die Anfang des 19. Jahrhunderts vornehmlich Textilmaschinen zerstörten, und zwar aus Furcht vor Arbeitslosigkeit.) Natürlich verfährt Freyermuth wesentlich souveräner in seinem „Technik-Optimismus“, ist es doch der Optimismus der Technik, der sein Herz höher schlagen lässt, gleichzeitig sein Hirn zwar leicht, aber zusehends vernebelt; hier dargestellt am Fallbeispiel seiner Erklärung zu den elektronischen Kommunikationsformen: „Das Potenzial der neuen Technik, den ungeliebten Alltag zu revolutionieren, wird nicht genutzt. Ein paar Zahlen aus jüngster Zeit, die die Größenordnungen andeuten: 90 Prozent aller Angestellten arbeiten in den USA an Computern, in Westeuropa lediglich 53 Prozent.“ Als stünden die Zahlen an sich (in Form eines Indikators) für irgendetwas anderes als nur für sich! Außerhalb eines Zusammenhangs bezeichnen sie nämlich nur ein PC-Verhältnis bei abhängig Angestellten von 9:5,3 im Vergleich USA-Westeuropa; eine statistische, quantitative Größe, mit der kaum etwas gewonnen ist, da nichts über irgendeine Qualität gesagt wird. Wie etwa das „Potenzial der neuen Technik“, das angeblich zur Revolutionierung des ungeliebten Alltags beiträgt, genutzt werden kann, ist durchaus vorstellbar. Zunächst einmal: indem man es kauft. Gut. Welche Zielsetzungen aber hat eigentlich besagte Revolutionierung? Es müsste wohl eine Befreiung in ihr liegen, wenn sie einhalten will, was sie da verspricht. Doch worin soll diese Befreiung bestehen? Wer soll da wovon befreit werden? Der Angestellte von seiner Arbeit? Soll da überhaupt befreit werden? Es dürfte auf der Hand liegen, dass die Manager in den Vorstandsetagen der Telefongesellschaft MCI diese Fragen für sich schon beantwortet haben.

Freyermuth hingegen ist gefeit gegen die Zweifel der Kulturkritiker, er ist auch gefeit gegen jede Form des Selbstzweifels, warum gerade er den Stuss solcher Vergleiche verbreiten muss. Dafür ist er nicht gefeit gegen das Berufsrisiko des Intellektuellen, nämlich gegen die vom Literaturnobelpreisträger Czeslaw Milosz als „Verführbarkeit des Denkens“ bezeichnete Geisteshaltung, womit „die schrittweise, meist unbewusst vollzogene Anpassung des Denkens an die Machtverhältnisse“⁴ (Peter Schneider) gemeint ist; und seien es eben nur die Machtverhältnisse des technisch Machbaren, repräsentiert unter anderem von MCI. Doch genau an diesem Punkt erkennt man den Kontext zwischen neuen Techniken und neuen Bewusstseinsformen, wie ihn 1985 der tschechische Medienphilosoph Vilém Flusser zuspitzte: „Wir sind daran, eine Bewusstseinsstufe zu erklimmen, auf welcher das Erforschen der tieferen Zusammenhänge, das Erklären, Aufzählen, Erzählen, Berechnen, kurz das historische, wissenschaftliche, textuell lineare Denken von einer neuen, einbildenden ‚oberflächlichen‘ Denkart verdrängt wird ... Alle Erkenntnistheorie, Ethik und Ästhetik, und vor allem das Lebensgefühl als solches, sind im Umbruch begriffen. Wir leben in einer eingebildeten Welt der technischen Bilder, und wir erleben, erkennen, werten und handeln immer häufiger in Funktion dieser Bilder. Wir verdanken diese Bilder einer Technik, welche aus wissenschaftlichen Theorien stammt – Theorien, die uns unabweisbar belehren, dass ‚in Wirklichkeit‘ alles ein zerfallender Punktschwarm ist, eine gähnende Leere. Die Wissenschaft und die aus ihr hervorgegangene Technik, diese Triumphe der westlichen Zivilisation, haben einerseits die objektive Welt um uns herum in ein Nichts zerrieben und uns andererseits in eine Welt der Einbildung gebadet.“⁵

⁴ a.a.O., Seite 15

⁵ Vilém Flusser, „*Ins Universum der technischen Bilder*“, Göttingen 1985, Seite 35

In der Dämmerung des Halbschlafs

Jetzt könnte man süffisant sagen: Wie schön für unseren gaukelhaften Geist aus Arizona, dort in seiner Datenwüste zu sitzen und enthusiastisch zum Mond aufschauen zu können. Nur: Qui bono? Doch im Ernst: Will man Freyermuths technologieeuphorischen Thesen nicht nur feuilletonistisch, sondern philosophisch begegnen, so muss gesagt werden, dass dieser – wohl in Unkenntnis der Materie – völlig übersieht, was seinerzeit die Philosophin Agnes Heller, ehemalige Schülerin von Georg Lukács, in ihrem Beitrag „Europa – ein Epilog?“ auf folgenden Punkt brachte: „Während in der Technologie das Begriffsvermögen, die Formen und die durchsetzbaren Variationen neuer Erfindungen schier unerschöpflich sind, können dagegen in der Sphäre der künstlerischen oder philosophischen Imagination, welche Hegel als den ‚absoluten Geist‘ bezeichnete, in der Tat Formen sich erschöpfen ... Denn Philosophie ist eher eine Gattung des Deutens und spekulativen Denkens als eine Form anhäufbaren Wissens. Wenn aber die Grenzen der Gattung überschritten werden, führt das eher zu Zerstörung als zu Fortschritt.“⁶ Wie aber verhält es sich eigentlich mit dem so vielgepriesenen Fortschritt im Hinblick auf die Zukunft? Nun ist Gundolf Freyermuth ja von des Gedankens Blässe kaum angekränkt, und so bramarbasiert er denn, unterm hohen blauen Südstaatenhimmel sitzend und in Ermangelung eigener Erfahrungen und Erkenntnisse, vorzugsweise über die „epidemische Resignation der kulturtragenden Schichten“, was sich, dem Gemurmel eines im Halbschlaf vor sich hin Dämmernden nicht unähnlich, so anhört: „An die Stelle der verdrängten Zukunft ist die unablässige Reflexion aufs Vergangene getreten, die spöttische Entwertung des technischen Fortschritts, ja bisweilen offene Technikfeindlichkeit und damit der Wille zum Krieg (*sic!*) gegen die Zukunft; kurzum: die realexistierende Traumlosigkeit ...“

Die hellwache Agnes Heller dagegen hatte noch in Erinnerung gerufen: „Collingwood (*englischer Philosoph und Historiker des 20. Jahrhunderts; O.B.*) war der erste, der die Frage, ob wir fortschrittlich oder dekadent sind, als irrelevant verabschiedete. Denn die Antwort auf die Frage hängt von den Kriterien für Fortschritt (und Rückschritt) ab, und somit von unserem eigenen Standpunkt.“ Ergänzend fügte sie hinzu: „Gleichzeitig aber kann auch die Theorie des Niedergangs eine gewisse empirische Evidenz für sich beanspruchen. Denn der Genius Europas scheint ... erschöpft zu sein. Trotz der offensichtlichen Übertreibung der ‚Kulturkritik‘ gibt es im Vergleich zur Vergangenheit unverkennbare Anzeichen für eine ausgelaugte kreative Phantasie, die Massenproduktion konfektionierter Vorstellungen, Anzeichen gelehrter Stupidität und professioneller Engstirnigkeit, Anzeichen eines Sinn- und Praxisverlustes. Wenn Phantasie auf Massenproduktion beruht, ist Massenproduktion von Phantasie unvermeidlich.“⁷ Wer hierin eine Bestätigung der Thesen Freyermuths sieht, sollte dabei bedenken, dass insonderheit der letzte Satz wohl auf keine Kultur dergestalt zutrifft wie auf die amerikanische: Micky Maus, McDonald's und MTV sollen hier mal *pars pro toto* stehen.

II.

Überhaupt ist Freyermuths Sicht der Dinge mitunter von bestürzender Naivität: „Die Digitalisierung ermöglichte mir, wie unzähligen anderen, endlich zu realisieren, wovon ich zwei Jahrzehnte lang geträumt hatte: Die großen Apparate und die großen Städte zu verlassen, aus Deutschland fortzuziehen, an wärmere, freundlichere Orte – und dabei doch nicht isoliert zu werden, nicht abgeschnitten zu sein von dem steten Strom der Informationen und Waren, wie ihn bis vor kurzem nur die Großstädte boten. Dank Internet ...“ Und so weiter. Die Herren vom großen Apparat namens MCI werden es in der großen Stadt mit Freude vernommen haben. Kurios genug: Es geht anscheinend gar nicht mehr um die Frage, warum man was wozu und mit wem „kommuniziert“, sondern nur noch darum, dass man – irgendwas mit irgendwem – in den elektronischen Orkus blasen kann. Es liegt eine merkwürdige Verschiebung der Zweck-Mittel-Relation vor, das heißt, die instrumentelle Vernunft setzt den Menschen am Terminal (der EDV-Abfrage- und Endstation) nurmehr als Mittel des Zwecks ein, jenes Zwecks nämlich, welcher letztlich nichts anderes darstellt als ein „hypermodernes“ Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnis -: alter (Herrschafts-)Wein in neuen (Daten-)Schläuchen, wenn man so will.

Denn letztlich ist das Cyberspace ja auch angelegt als gigantisches Groschengrab (von Microsoft über diverse IT-Branchen und Media-Märkte bis hin zur Telekom), und zwar ohne dass der Mensch, nunmehr zum „User“ geschrumpft, dies direkt bemerkte. Damit ist dann die zweite, die Wahrnehmungsebene erschlossen: das versandende Bewusstsein funktioniert eben nur noch in der zweckgerichteten Kommunikation und nicht mehr im unmittelbar-menschlichen Kontakt. Gundolf Freyermuth hingegen frohlockt: „Auf meiner Ranch in Arizona lese ich deutsche Zeitungen im Zweifelsfall (*sic!*), bevor der Durchschnittskäufer ein gedrucktes Exemplar in der Hand hält, und ich diskutiere mit meinen Freunden

⁶ Rowohlts LITERATURMAGAZIN: „Ein Traum von Europa“, Seite 31

⁷ a.a.O., Seite 33

hartnäckiger per E-mail oder bei Live-Chats, als wir es je über Bier- und Weingläsern getan hatten.“ Na, denn: Prost! Genau diese Verdrängung des einen durch das andere erkannte Adorno noch als zentrale Problemlage, ohne diese Art des technischen Fortschritts auch nur erahnen zu können. Wir kommen nun mal um ein grundlegendes Paradox nicht herum: Das (absolute) Nützlichkeitsdenken ist bereits wesentlich Entfremdung vom (relativ) Wesentlichen; und das ist nicht, wie Freyermuth uns weismachen will, eine Chance, sondern tatsächlich ein Problem! Eine Philosophie nach dem Motto „Wert hat, was mir nutzt“ (Wenn man will: ein Utilitarismus in Reinkultur!) befindet sich – nolens volens – auf nihilistischem Terrain, wie schon 1862 in Ivan S. Turgenjews Roman „Väter und Söhne“ nachzulesen war. Und wer den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben gedenkt, landet früher oder später ebenfalls in der Hölle. Oder auf einer Ranch in Arizona.

Wollte man das von der Neuen Welt aus inkriminierte „alte Europa“ nun nicht gänzlich verabschieden, und zwar insofern, als man sein kulturell wertvolles Material für eine (ja auch von Freyermuth erwünschte) weniger unangenehme Zukunft rettete, wie müsste das dann aussehen? Oder, mit Agnes Heller gefragt: „Was aber verspräche eine neue europäische Kultur?“ Ihre Antwort darauf ist denkbar einfach: „Das Aufkommen von bürgerlicher Tugend, von Geschmack, die Verfeinerung der Sinne, Höflichkeit, Urbanität, Freude, Vornehmheit, menschenwürdige Lebensformen, Empfindsamkeit für die Natur, die menschliche wie die übrige geschützte, Empfindsamkeit für Poesie, Musik, für das Theater, die Malerei, für Kinderliebe und erotische Kultur und für vieles mehr. Was hier über eine künftige europäische Kultur ausgeführt wurde, gilt darüber hinaus für jedes mögliche künftige kulturelle System.“⁸ Wie gesagt, die Zitate sind einem Beitrag aus dem Jahre 1988 entnommen. Bereits zehn Jahre zuvor stand in der Zeitschrift *Literatur Konkret* ein Satz, der rückblickend sich als zukunftsweisend herausgestellt hat: „Zur Produktion von falschem Bewusstsein gehört wesentlich die Organisierung des Vergessens. Die planmäßige Zuschüttung von Gedächtnis erfolgt im Namen einer Aktualität, die den Medienkonsumenten nicht auf dem Laufenden, sondern am Laufen hält: von Schock zu Schock. Der gegenwärtige lässt ihn sich mit dem vergangenen abfinden.“⁹ Ob das von Frau Heller Postulierte in der weiteren Umgebung seiner Ranch bereits zu beobachten ist, wird der aufgekratzte Medienkonsument Freyermuth schwerlich beantworten können, wenn er „vom Monitor auf und hinaus auf die alten Juniper-Bäume vor dem Fenster und den Canyon dahinter und auf den hohen blauen Himmel darüber“ schaut. Dazu müsste er schon seine (Daten-)Wüste verlassen und in die großen Städte gehen; schockgewohnt dürfte er ja sein.

Reflexionen über die Alte Welt

Doch vorerst rekurriert Freyermuth unter dem Zwischentitel „Melancholie am Ende der Epochen“ auf ein kulturelles Phänomen des Abendlandes und macht das unter anderen an einem literarischen Beispiel fest, an Arthur Schnitzlers Drama „Anatol“ aus dem Jahre 1893. Der nämliche Titelheld, ein reicher, melancholischer Rentier, „im müßiggängerischen Liebesschmerz zerrissen“, klagt: „Ach, ich bin müde – ich bin nervös, ich weiß nicht, was ich will ...“ und dient so unserem Publizisten zur gefälligen Typisierung des *Fin de siècle*. Nun hat der Arzt und Schriftsteller Schnitzler in der Tat das Zerbrechen einer dekadenten (in seinem Falle der Wiener) Gesellschaft an ihren eigenen Widersprüchen treffend, das heißt, mit psychologischer Präzision und skeptischer Ironie beschrieben. Gundolf S. Freyermuth bricht Schnitzler gewissermaßen auf einen Caféhausliteraten und Agenten der *Décadence* herunter, indem er behauptet, dieser stifte „zur Zeit der letzten Jahrhundertwende kulturelle Identifikationsfiguren für das deutschsprachige k.u.k.-Bürgertum und insbesondere für die Wiener Intelligenz.“ Schnitzler als Sinnstifter des Niedergangs? Könnte der promovierte Literaturwissenschaftler Freyermuth da falsch gelegen, weil falsch gelesen haben? Ein zweiter Einwand sei gestattet: Die These, eine solche Form des, nennen wir es 'Anatolismus' habe auf „breite Schichten von Zeitgenossen“ zugetroffen, dürfte soziologisch kaum zu halten sein. Gleichwohl drängen sich durchaus „gewisse Parallelen der damaligen Umbruchszeit zur Gegenwart“ auf. Problematisch hingegen wird es, wenn Freyermuth zur Interpretation schreitet: „Melancholie, diese existenzielle Müdigkeit, diene so stets als Veränderungsabwehr. Sie war eine Verarbeitungsform des schlechten Gewissens darüber, dass man die eigenen Hoffnungen und Ideale zum Zwecke des Privilegienerhalts verraten hatte, und sie war ein Weg, die psychischen Spannungen zu mildern und das weitere Funktionieren im sozialen Kontext zu gewährleisten.“ Wer hier eine, sozusagen mit umgekehrten Vorzeichen versehene Parallele zu Adornos Interviewaussage zieht, liegt durchaus nicht daneben; denn Optimismus, diese existenzielle Aufgekratztheit, ließe sich durchaus als komplexe Abwehrneurose lesen – Wurscht, ob die reale Welt aus den Fugen kracht, Hauptsache, die Stimmung im virtuellen Netz stimmt; was immer das dann bedeuten mag. In seinem Brief vom 14. Mai 1922 schrieb Prof. Dr. Sigmund Freud an Dr. Arthur Schnitzler: „Ihr Determinismus wie Ihre Skepsis – was die Leute Pessimismus heißen –, Ihr Ergriffensein von den Wahrheiten des Unbewussten, von der Triebnatur des

⁸ a.a.O., Seite 39

⁹ LITERATUR KONKRET, Heft 2, Frühjahr 1978, Seite 9

Menschen, Ihre Zersetzung der kulturell-konventionellen Sicherheiten, das Haften Ihrer Gedanken an der Polarität von Lieben und Sterben, das alles berührte mich mit einer unheimlichen Vertrautheit.“

Man sollte unsere Alte Welt einmal unter phänomenologischen Gesichtspunkten betrachten; so erschien damals dem italienischen Germanisten Claudio Magris Europa bisweilen „wie ein freundliches Café“: „Die Cafés sind liebenswert, sind vielleicht der einzige Ort, wo man auf anständige Weise das Leben verbringen und seine Zeit genießen kann, eine Gegenwart, die frei ist von Projekten und Plänen, von der unruhigen und ängstlichen Aktivität, welche die Gegenwart fortwährend angreift und verzehrt, indem sie diese immer rascher in die Zukunft projiziert und sie daher umso schneller in Vergangenheit verwandelt und somit sterben lässt. Wir haben in gleicher und widersprüchlicher Weise zu viel und zu wenig Zukunft. Auf der einen Seite zweifeln wir daran, noch ein Morgen zu haben; Kriege, Umweltverschmutzung, Bevölkerungsexplosion, nukleare oder ökologische Katastrophen, genetische Veränderungen, anthropologische Mutationen lassen die Zukunft des Individuums und der Gattung unsicher erscheinen. Darüber hinaus zerstört das Getriebe der Rhetorik ... unsere Persönlichkeit, indem uns unsere Projekte, diese neuen Tyrannen, auf immer quälendere Weise umtreiben – Projekt hat mit ‚jectare‘, werfen, zu tun – uns anstacheln und vorwärtstreiben, und dies immer nur in Erwartung eines Resultats, das stets noch eintreten muss, aber niemals da ist. Das Projekt reduziert das Leben auf ein Fehlen von Leben ...“ Wer hier eine Neoromantisierung der Welt am Werke wähnt, wird indes enttäuscht: „Europa mit seiner Ernüchterung und Entzauberung könnte ein Lehrstück des Widerstands gegenüber dieser tyrannischen und quälerischen Verplanung der Zukunft sein, das Zaudern und Zögern der Gegenwart zwischen den Tischen des Cafés im Gegensatz zu dem forcierten Marsch in die Zukunft.“¹⁰

Freyermuths Präferenzen sind freilich andere, und so ist im Taumel der von ihm geforderten (und damit vermeintlich auch schon vorgenommenen) „Aufhebung der Denkblockaden“ sein Sturz in den Canyon der Illusionen unaufhaltsam. Mit seiner Apotheose des Cyberspace, dieser Hybris des Virtuellen in Echtzeit, mit seinem „Hurra-Optimismus der unmittelbaren Aktion“ (Adorno) stellt er ungewollt unter Beweis, was Claudio Magris knapp zehn Jahre zuvor noch zu bedenken gab: „Wie das Komitee der Parallelaktionen in Musils ‚Mann ohne Eigenschaften‘ hat die große europäische Literatur schon im vergangenen Jahrhundert entdeckt, dass unser gesamtes Leben immer mehr aus den Parallelaktionen anderer Aktionen besteht, die gar nicht existieren. Dinge, die es nicht gibt, Ereignisse, die von inexistenten Funktionären oder phantasmagorischen Verwaltungsbehörden veranlasst werden und nicht eintreten; die Realität erscheint wie die Darstellung oder Reproduktion eines Originals, das verlorengegangen ist und bei dem man allmählich zu zweifeln beginnt, ob es überhaupt jemals existiert habe.“¹¹

Im Rausch der Neuen Medien verwechselt Freyermuth augenscheinlich die Phantomisierung der Wirklichkeit mit wirklicher Entgrenzung, also dem Abwerfen der Fesseln des Realen, und nimmt so die perfekte Herrschaft der Simulation schon deshalb gar nicht mehr wahr, weil er ihr bereits vollends verfallen ist. Das kann natürlich auf Dauer nicht gut gehen, und es steht zu befürchten, dass unser gesamtes kulturelles Gedächtnis dauerhaft verschüttgehen wird – den immensen Speicherkapazitäten der digitalen Datenträger zum Trotz. Außerdem dürfte weiterhin fraglich bleiben, weshalb das, was medial interessant erscheint, weil es den Schein des Medialen besitzt, obendrein auch noch wahr sein soll – eher verwandelt sich der Furor des Fortschritts in die Furie des Verschwindens. Doch was nun? Wacht müde auf, wer nicht mehr träumt, wie Doktor Freyermuth diagnostiziert? Unfug! Es bleibt letztlich die Mahnung des Dichters Günter Eich: „Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!“

i-Punkt 8/2008

¹⁰ Rowohlt LITERATURMAGAZIN: „Ein Traum von Europa“, Seite 42

¹¹ a.a.O.